

PREIS 20 PFENNIG

Das Deutsche Mädel

Die Zeitschrift des Bundes Deutscher Mädel in der HJ.

JAHRGANG 1939
OKTOBERHEFT

VERLAGSORT
HANNOVER



In Stadt und Land leisten Mädel und Jung-
mädel freudig auf dem Platz, auf den sie
gestellt sind, Kriegsdienste. In Kindergärten
nehmen sie den werktätigen Müttern die
Sorge um die Jüngsten ab. Überall, wo
fleißige Hände gebraucht werden, haben sie
sich eingereiht. Sie alle haben nur einen
Wunsch: in dieser Zeit dem Führer zu helfen!

Nach dem Feldzug

Nun ruhen die Waffen im Osten. Der Feldzug gegen Polen ist beendet. In einer Zeit, wie sie die Geschichte noch nicht sah, wurde ein 35-Millionen-Volk niedergeworfen.

Wir haben wohl alle in Bild und Funk miterlebt, wie unsere Soldaten unaufhaltsam weiterrückten, wie einmal deutsche Städte und Dörfer frei wurden, wie deutsche Brüder, die lange, lange Jahre unter der Polenwillkür zu leiden hatten, unseren Truppen entgegenjubelten.

Unvergesslich aber werden uns jene Bilder sein, die uns den Führer zeigten, irgendwo dort oben im Osten auf einem der vielen Militärflugplätze, bei den Schwestern des Roten Kreuzes, an einem Flußübergang, wo Kolonne nach Kolonne vorüberzieht...

Daran mußten wir denken, als wir ihm im Sportpalast aus übervollem Herzen entgegenjubelten. Er sprach bei der Eröffnung des Kriegswinterhilfswerkes noch einmal von seiner Bereitwilligkeit zum Frieden, da Deutschland überhaupt keinen Kriegsgrund gegen die westlichen Gegner habe. Sie hätten den Krieg mit fadenscheinigen Gründen vom Zaun gebrochen.

Und brausende Heirufe grüßten den Führer, als er jene Worte sprach, die heute Bekenntnis und Glauben eines ganzen Volkes sind: „Vor uns steht ein ewiges Leben unseres Volkes. Wie lange die Zeit auch währen mag, um diesem Leben zum Durchbruch zu verhelfen, nichts kann uns erschüttern, nichts kann uns bestürzen und schon gar nichts zur Verzweiflung bringen.“

Ich habe einst einen sehr schweren Weg eingeschlagen, um Deutschland aus der durch den Versailler Vertrag bedingten Vernichtung wieder emporzuführen. Seitdem sind jetzt gerade zwanzig Jahre vergangen. Das Reich steht mächtiger da als je zuvor. Der Weg vor uns kann nicht schwerer sein als der Weg hinter uns. Wenn wir nie verzagen, den Weg von einst nach heute zu gehen, werden wir wohl viel weniger verzagen, den Weg von jetzt in die Zukunft zu beschreiten.“ Sch.



Vom Einsatz der Jugend

Ein Unmaß an Arbeit ist in den ersten Kriegswochen geleistet worden, ein Unmaß an freiwilliger, selbstverständlicher Hilfe. Allein aus dem bisherigen Kriegsdienst der Hitler-Jugend ergibt sich eine Zahl von 1 091 000 Jugendlichen, die an kriegswichtigen Aufgaben mitgearbeitet haben. Das ist eine Armee von Jugendlichen, wie sie die Feindstaaten nicht besitzen. England und Frankreich würden Jahre benötigen, um auch nur eine annähernd große Zahl von jungen Menschen für notwendige Aufträge bereitstellen zu können.

In dieser Gemeinschaft des Einsatzes stehen auch wir Mädchen mit den vielfältigen Möglichkeiten unseres Hilfsdienstes. Sei es die Arbeit auf dem Lande, auf der das Haupt-

gewicht liegt, der Bahnhofsdienst, die Mitarbeit in Kindergärten, Flüchtlingslagern, die Hilfe bei kinderreichen Familien und in der Krankenpflege. Doch wichtig allein ist nicht nur die Tat, sondern die Bereitschaft, aus der sie entspringt; und die wird bleiben, gleich welche Aufgaben man uns im Verlauf der Zeit zuteilen wird, denn diese Gemeinschaft liegt nicht nur in einem unbestimmten Helfen dürfen begründet, sondern in der festen Überzeugung, die uns die Erziehung im nationalsozialistischen Mädchenbund mit auf den Weg gegeben hat: Alles daranzusetzen, damit unser Volk ungestört von fremden Machthabern auf deutschem Boden in Ehre und Frieden in den kommenden Jahrhunderten leben kann.

Was wir im OKTOBER bringen!

Als die Grenzen Rufen	1
Mit den deutschen Truppen nach Polen hinein	2
Das friderizianische Zeitalter	3
Streifzug durch das deutsche Krakau	4
Polsische Geheimnisse auf Schnüffelpfaden	5
Ein Brief von der Front	6
„Glaube und Schönheit“ im praktischen Einsatz	7
Mit Liedern und Blumen im Kriegslazarett	9
Wir tragen die Fahnen	9
Unsere Zehnjährigen wurden bestätigt	10
Winterfahrt 1934	10
Peterl, der Außenseiter	12
Gretel wird Dorfschulmeister	13
Die Kaninchen vom Hinterhof	14
Kasperi aus der Flickenkiste	14
Wo du stehst, ist gleich	15
Unsere Bücher	16

Hauptverlegerin: Hilde Munske, Reichsjugendführung, Berlin W 33, Kurfürstendamm 55
Verlag, Anzeigen- und Vertriebsabteilung: Hannover, Georgstraße 33



Das Deutsche Mädel

Die Zeitschrift des Bundes Deutscher Mädel in der HJ.



inst standen wir bei Weihen-
berg, jener Dreiländerede
von Versailles: dort bräben
zur Rechten im Winkel, zwi-
schen Weichsel und Rogat, war
Danziger Land. Zur Linken
erhob sich der Weichseldamm
und verperrte so die Welt nach ins „pol-
nische Land“. Wir standen oft an diesem
Grenzstein von Weihenberg, zusammen
mit Jungen und Alten. Der Klang un-
seres Kampfliedes ging über die Nieder-
ung:

„Und ein Land gibt uns die Antwort,
und es trägt ein deutsch Gesicht, dafür
haben viele geblutet, darum schweigt der
Boden nicht . . .!“

Träge floß der Weichselstrom zwischen
Sandbänken dahin. Wir standen auf dem
Damm bei Groß-Weide. Hier lagen jene
sogenannten fünf polnischen Weichsel-
dörfer. Ihnen gegenüber auf dem linken
Weichselufer lag die alte Ordensburg
Kewe — eine verhärtete polnische Garni-
son. Wie oft verfolgten wir vom Weichsel-
damm aus jene Grenze von Versailles:
Sie schnitt den Weichseldamm fünfmal,
ging mitten durch Gemarkungen der
Weichselbauern, zerschneidete Höfe, Häuser
und Gärten. Deutsche Bauern gingen mit
grünen Grenzarten auf ihre eigenen
Felder.

Wie war es bei Kurzebrad? Auf dem
Bapier von Versailles stand: Deutschlands
einziger Zugang zur Weichsel, deutscher
Freihafen. Tausende zogen jahraus, jahr-
ein die schnurgerade vier Kilometer lange
Straße von Marienwerder nach Kurze-
brad: Deutsche und Ausländer. Sie
wollten alle jenes Wunder sehen; die
Deutschen behaupteten nämlich, sie hätten
überhaupt keinen Zugang zur Weichsel.

Nun standen sie in Kurzebrad. Hier tritt

die Weichsel ganz nahe an den Damm
heran. Ein Weg führt zwischen zwei
buchtenartigen Vertiefungen zum Strom.
Etwa 100 Meter davor stehen die polni-
schen Grenzpfähle, der polnische weiße
Adler bewacht den „Zugang“ zur Weichsel.
Der deutsche „Freihafen“ ist polnisches
Hoheitsgebiet, vollkommen verlanden und
ohne jeden Verkehr.

Dann stehen wir eines Morgens mit
Hundertern von Grenzern am Abstim-
mungskreuz von Weihenberg. Aber
Nacht ist die Dreiländerede
verschwunden. Graue Kolonnen glei-
chen vorbei, die Grenzbauern selbst unter
ihnen, ziehen über den Weichselstrom . . .
Motorisierte Truppen, umgeben von dich-
ten Staubwolken der Landstraße, grüßen
und lachen.

Frauen und Mädel stehen am Wege, rei-
chen den Männern alles, was sie in den
Händen und in der Schürze heraus-
schleppen können: Obst, Brot, Zigaretten.
Ein Alter hält wie ein Junge von
17 Jahren immer wieder neue Vorräte.
Er wird nicht müde; denn es sind ja
plötzlich alle Grauen seine Söhne.

Zwei Tage nach dem Durchmarsch der
deutschen Truppen gab es in Groß-Weide
einen Tag der stillen Freude. Die grünen
Karten gingen in Flammen auf; denn
die Grenzpfähle fielen schon
am ersten Tag. Eine alte Frau lag
mit einem zerstoßenen Bein im Bett. Im
Kampf um die fünf Weichseldörfer fiel
eine Granate auf ihren Hof. Als sie sich
ein wenig erholt hatte, war ihre erste
Frage: „Sind die Grenzen gefallen?“ —
„Ja, Oma . . .“ Nun freuten sich beide,
die Großmutter und ihr Enkelkind. „Ihr
werdet es besser haben, Kinder!“ — „Hast
du noch Schmerzen?“ — „Nein, jetzt nicht
mehr!“

Nach einem harten Kampftag war im
bundesseitigen Weichsellande Friede. Die
fünf Weichseldörfer, ursprünglich als
Plattform für die polnischen Truppen zum
Vorstoß nach Ostpreußen gedacht, arbeiteten
weiter in häuslicher Eintracht, so als
wenn nichts geschehen wäre; und doch
sprach gerade diese Ruhe: Man sah ernste
Gesichter mit glänzenden, fast sprechenden
Augen; Freude und eine stille Dankbar-
keit und Opferwilligkeit lag darin.

Als in Kurzebrad die Grenzpolizei sich an
den polnischen Grenzpfosten zu schaffen
machte, war alles dabel; sie wollten es
alle persönlich sehen. Denn sie konnten es
als Bauern nicht begreifen — manches
war zu plötzlich gekommen. Dann konnten
sie endlich alle an der Weichsel stehen
ohne Karte und Kontrolle.

Gleich am Nachmittag sah man einen
alten Mann mit einigen Pflöpfen
fischen. Er hatte den Polen Fischpacht ge-
zahlt, für zehn Jahre im voraus. Nach-
dem er zwei Jahre gefischt hatte, bekam
er plötzlich vom polnischen Wojwoden ein
Fischverbot. Nun wollte er jetzt nach
fünf Jahren von seinem Recht Gebrauch
machen. Am Abend brachte er der Feld-
küche einen Korb voll Schleie, große, fette
Schleie, stellte sie vor den erstaunten Koch
und sagte: „Sie schmecken sehr gut, ich
kenne sie von früher her!“

Von Weihenberg bis Kurzebrad, ja bis
nach Gransee herunter, waren an einem
Tage die Grenzpfähle gefallen. Viele
schwimmende Brücken verbanden das jen-
seitige Ufer. Über der Weichsel brummen
schwere Flugmotoren. Drüben hinter dem
linken Weichseldamm, wo die deutschen
Truppen verschwunden waren, hörte man
Kanonen donner.

Eine ostpreussische Führerin.

Mit den deutschen Truppen nach Polen hinein...

Die Lage zwischen Deutschland und Polen wurde von Tag zu Tag gespannter. Versorgt schauten wir Deutschen in der Slowakei auf die nahe polnische Grenze. Da kam die erlösende Tat: die slowakische Regierung bat den Führer um seinen Schutz, und nun rollte Regiment auf Regiment hinein in unser Land.

Alle Straßen waren plötzlich erfüllt von dem Rattern deutscher Wehrmachtsautos, Panzerwagen jagten vorbei, Kanonen und Tanks folgten, und Zug um Zug brachte deutsche Truppen bei Preiburg über die große Donaubrücke und gleich weiter bis zum nördlichen Karpatenwall.

Ich erlebte diese Tage in einem abgelegenen Dorf mitten in der Slowakei. Mit ein paar deutschen Bäuerinnen stand ich an der Landstraße, als die Soldaten kamen...



Der Führer bei den siegreichen Truppen an der Ostfront

Volkendeutsche umjubeln in allen Orten die langen Kolonnen

Deutsche Tanks raseln durch die Städte des befreiten Ostens

Das Staunen über die exotischen Uniformen, die gute Ausrüstung und vor allem über die ruhige, hoffnungsfrohe Sicherheit dieser Männer nahm kein Ende. Vor einem Jahr hatten sie die Tschechen anders erlebt. Schreiend, fluchend und grölend waren sie bei der Mobilmachung fortgezogen und hatten von ihrer Unüberwindbarkeit geprahlt... Und nun diese Deutschen! Ruhig und besonnen, aber mit frohen, stolzen Augen zogen sie dem Kampf entgegen!

Nachmittags hatte ich Führerinnenbildung des BDM im Dorf. Die Mädchenführerinnen der umliegenden Gemeinden waren zusammengekommen, um die Arbeit der nächsten Wochen zu besprechen.

Wir hatten nur den einen festen Willen, alle Kraft und alles Können für das Deutschtum und den Führer einzusetzen.

Über die Grenze ins Kriegsgebiet
Ich hatte großes Glück, als einzige durfte

ich mit noch einem Mädchen hinauf an die polnische Grenze. Gleich hinter den vorrückenden deutschen Truppen hatten die Jungen der deutschen Jugend in der Slo-



von der recht bedeutenden deutschen Volksgemeinschaft bestimmt. Am bisherigen polnischen Verwaltungsgebäude stand eine Leiter. Der Maler war gerade dabei, die Bezeichnung „Rathaus“ über den Eingang zu schreiben, die polnische Aufschrift war schon überpinselt.

Zur deutschen Jugendherberge in Polen

Wir aber hogen jetzt ab von der Hauptstraße, die uns weiter ins Dillagebiet hineingeführt hätte. Wir stiegen hinauf ins Gebirge, wo unsere DJ. (Deutsche Jugend in der Slowakei) auf bisher polnischem Gebiet die künftigen deutschen Jugendherbergen bewachte. Wunderbar ruhig und friedlich lag der Wald an diesem sonnigen Septembermorgen da. Man konnte kaum glauben, daß hier vor drei Tagen noch gekämpft wurde.

Doch als wir dann hinauskamen auf die Höhen zu unsern Hütten, sah es anders aus. Die DJ-Fahne flatterte zwar oben auf dem Haus und kündete weit hin, daß die deutsche Jugend auf dem Posten war. Die Hütten selbst aber sahen böse aus. Die unteren Fenster waren fast alle zertrümmert und die Möbel fortgetragen. Alles war ausgeraubt und zerstört, sogar die Kacheln vom Ofen wurden fortgeschleppt.

Mit anbrechender Dunkelheit aber schlich allerlei Gesindel herum, um die DJ-Fahne, die zu ihrer Wut am Giebel flatterte, herabzuholen oder die letzten Reste der Einrichtung noch zu stehlen. So mußten die Jungen während der Nacht scharfe Wache halten.

Bei unseren Soldaten

Am nächsten Morgen ging unsere Fahrt dann wieder zurück in die Slowakei. Aber wir hielten uns immer nahe an der

slowakei einige polnische Wanderhütten in den Beskiden und im Tatra-Gebirge als künftige Jugendherbergen besetzt. Wir Mädchen sollten nun alles vom wirtschaftlichen Standpunkt aus beaufsichtigen und für Verpflegung sorgen.

Mit einer stillen Sehne fuhren wir dann über die ehemalige polnische Grenze. Drei Tage vorher war dies Gebiet am Tatra-Pass noch in Feindeshand, und wir sahen noch deutlich die Spuren des Kampfes. Der gesprengte Tunnel war noch von nachrückenden Erdmassen verstopft, zertrümmerte Bäume und Geräte lagen herum. Die Brücken waren von Pionieren fast wieder hergestellt, aber man sah ihnen noch deutlich die Spuren des Kampfes an.

Der nächste größere Ort nach der ehemaligen Grenze ist Zabianka. Fast von jedem Haus wehte hier eine Hakenkreuzfahne! Das ganze Stadtbild wurde



Grenze und kamen so an der Hohen Tatra entlang in die andere große deutsche Sprachinsel der Slowakei, in die Zips. Wie ein zackiger Wall ragen dort die Berge steil aus der Ebene empor und bilden eine scharfe Grenze gegen Polen. Über auch sie wurde bereits von deutschen Truppen überwunden und den Slowaken das von ihnen so schwer entbehrt Siedlungsgebiet der Jamorina zurückgegeben.

Bei einer Reparaturwerkstatt trafen wir deutsche Soldaten, die zur Reparatur von Autos und Motorrädern von der Front gekommen waren. Sie freuten sich, hier in der Zips deutsche Dörfer und Städte und vor allem deutsche Handwerker zu finden. Einer erzählte uns auf unsere Fragen von seinen Erlebnissen, er war motorisierter Meldesoldat und war zuerst immer allein gefahren. Bei Tage ging das auch ganz gut, aber nachts hatte er sehr unter den Hedenschützen zu leiden gehabt. Sie hätten von den Bäumen herab geschossen und mit Messern geworfen. Wenn man ganz allein mit abgeblendetem Licht unterwegs sei, sei man ihnen ausgeliefert.

Als wir dann nach der Verpflegung frag-



Überall werden unsere einziehenden Soldaten freudig mit Blumen empfangen

ten, schlug er das Verdeck seines Beiwagens zurück und lud uns zur Besichtigung seiner Speisekammer ein. Stolz zeigte er uns seinen Vorrat an Konserven, Brot, Wurst und Obst und betonte immer wieder, wie gut die Verpflegung sei. Er habe nur wenig Zeit zum Essen, denn in diesen ersten acht Tagen des Krieges sei er weit über 2000 Kilometer gefahren.

„Und das in Feindesland und ohne Licht!“, fügte er mit Nachdruck hinzu...

So waren sie alle, die Soldaten, mit denen wir in diesen Tagen zusammenkamen: ruhig, stolz, zuversichtlich. Wir fühlten uns so geborgen wie im Frieden und in der Heimat. Wir wußten, diese Soldaten würden uns schützen: uns und unser Land.

Lothar Becker

Kompromißlos für die gerechte Sache

Das Friedrichianische Zeitalter

Aus Briefen Friedrichs des Großen



Der Führer sprach in Danzig vom „Friedrichianischen Zeitalter“, in dem wir heute leben. Wir bringen einige Briefe Friedrichs des Großen. Die Haltung, die daraus spricht, schuf für alle Zeiten den Begriff „Friedrichianisch“.

An den Minister von Fluckenstein

Berlin, 16. Januar 1757.

In der kritischen Lage, in der unsere Angelegenheiten sind, muß ich Ihnen meine Befehle geben, damit Sie bei allen Unglücksfällen, die im Bereiche der Möglichkeit liegen, zu den Entschlüssen beschleunigt sind, die es zu lassen gilt.

Wenn ich getötet werden sollte, so müssen die Geschäfte ohne die geringste Veränderung ihren Gang gehen, und ohne daß man gewahr wird, daß sie in andern Händen sind; und in diesem Falle muß man die Verteidigung und Huldigungen hier wie in Preußen und besonders in Schlessen beschleunigen.

Wenn ich das Unglück haben sollte, vom Feinde gefangengenommen zu werden, so verbleibe ich, daß man auch nur die geringste Rücksicht auf meine Person nehme, und daß man dem die geringste Beachtung schenkt, was ich etwa aus meiner Gefangenschaft schreibe. Wenn mir ein solches Unglück zustiehe, will ich mich für den Staat opfern, und man muß meinem Bruder gehorchen, der mir ebenso wie alle meine Minister und Generale mit dem Kopf dafür haften soll, daß man weder eine Provinz noch ein Völgegeld für mich anbietet, und daß man den Krieg unter Benutzung der erzwungenen Vorteile fortsetzen wird, ganz als wenn ich niemals auf der Welt gewesen wäre.

An Generalleutnant von Winterfeld

Dresden, 1. März 1757.

Es wird das Jahr hart und scharf hergehen, aber man muß die Ohren steif halten, und jeder, der Ehre und Liebe vor das Vaterland hat, muß alles dran setzen; eine gute Hulde, so wird alles klarer werden.

An den Marquis D'Argens

Berlin, den 14. April 1763.

... Sie schreiben mir von Wachlichtern, und hier spricht man mir von Heringen. In der Tat, darum verlohnte es sich, Krieg zu führen, daß ich auf meine alten Tage zum Krämer werden soll. Ich gehe auf das große Ganze, mein Lieber, ich ordne den Mühlbau und andere Dinge von größerer Bedeutung für den Staat; Brot und Fleisch gehören zu dieser Kategorie, aber Heringe, Stiefel und Wachlichter werden von selbst in Ordnung kommen, wenn die Hauptsache geregelt ist. Adieu, mein Lieber, ich habe den ganzen langen Tag gerechnet, ich bin müde.

An Voltaire

24. Oktober 1772.

Nun bin ich schon länger als einen Monat von meinen Reisen zurück. Ich war in Preußen, um die Leibeigenschaft aufzuheben, barbarische Gesetze abzuschaffen, vernünftigeren an ihre Stelle zu setzen, einen Kanal eröffnen zu lassen, der die Weichsel, die Nache, Warthe, Oder und Elbe miteinander verbinden soll, Städte wieder aufzubauen, die seit der Pest im Jahre 1709 wüst geblieben sind, Sümpfe von zwanzig Meilen auszutrocknen und einige Ordnung einzuführen, die man dort nicht einmal dem Namen nach kannte.

Außerdem habe ich Anstalten getroffen, daß in Oberschlessen, wo noch unbekanntes Land war, sechzig Dörfer angelegt und jedes mit zwanzig Familien besetzt werden soll; ferner habe ich zur Beförderung des Handels Landstraßen durch die Gebirge anlegen und ebendasselbe zwei abgebrannte Städte wieder herstellen lassen, die vorher nur hölzerne Häuser hatten, um aber aus Ziegeln und zum Teil sogar aus im Gebirge gebrochenen Steinen gebaut werden sollen... Daß ich bei allen diesen Geschäften die Arme nicht habe krenzen können, werden Sie selbst einsehen.

Streifzug durch das deutsche Krakau

Es ist in den letzten zwanzig Jahren klar erwiesen worden: der Pole, der die Kultur dieses Landes nicht begründet habe, war nicht einmal fähig, sie auch nur zu erhalten. Fünfzig Jahre weiterer polnischer Herrschaft würden genügt haben, um diese Werke, die der Deutsche mühselig mit Fleiß und Emüßigkeit der Barbarei entriß, der Barbarei wieder zurückzugeben. Der Führer.

Sehr lange schon hatte ich mir gewünscht, einmal nach Krakau zu kommen — aber wie das so ist mit großen Wünschen — ihre Erfüllung läßt meistens lange auf sich warten. Ich malte mir inzwischen aus, wie Krakau wohl aussehen müßte und was ich dort tun würde.

Zur Marienkirche würde ich gleich gehen und dann wohl lange vor dem Meisterwerk des Veit Stofß stehen — die geraden, klaren Linien des Giebels der großen Kirche würde ich mir so genau anschauen, daß ich sie später in Breslau mit dem Giebel der Minoritenkirche vergleichen könnte . . . Ich würde . . .

Als ich dann aber im vergangenen Jahr vom Buchenland aus nach Krakau fuhr, war anfangs alles so anders. Schon meine Ankunft dort hatte ich mir anders gewünscht. Die Stadt war in dichten Nebel getaucht und sah wehenlos und grau in den feuchten, kalten Morgen. Ich konnte mich nicht gleich entschließen, den Bahnhof zu verlassen, man konnte schließlich auch dort schon allerlei beobachten.

Offiziere sah ich — Reisende, wie man sie in jedem Lande beobachten kann, und wie sie überall gleich sind — Straßenkehrer und Bahnbeamte — ein paar Droschken, deren Säule ebenso verschlafen waren

In all ihren Bauten trägt die Stadt Krakau das Gepräge deutschen Geistes

Der Florianer Chor in der Krakauer Altstadt ist ein Zeuge deutscher Kultur

Der Nürnberger Bildhauer Veit Stofß schuf in Krakau seinen berühmten Altar



und noch Kälte zitterten wie ihre Kutschner — es war sehr ungemütlich.

Erst als es heller wurde, zog ich los — und fand mit ein paar Schritten an jenen schönen alten Festungstürmen, die mächtig und tren das alte Krakau schützten. Als ich sie so dastehen sah, und die Sonne langsam durch die graue Nebelwand stieg und das Haus vergoldete, wußte ich, daß ich mit den ersten ungemütlichen Eindrücken reflexlos ausgesöhnt war. Ich muß lange vor den Türmen gestanden haben, denn als ich weiterging, sah ich erstaunte Gesichter und hörte mich angesprochen im fremden polnischen Lauten. Da dachte ich, daß es für den Polen vielleicht überhaupt unmöglich ist, die Schön-



Polnische Geheime auf Schnitterfahrt

Aus dem Tagebuch einer polnischdeutschen Mädelführerin

helt und Wucht dieser alten deutschen Bauten zu verstehen. Wir aber waren die Mauern und das Tor, durch das ich ging, nicht fremd, sondern heimlich und längst bekannt — von Hermannstadt und Kronstadt im fernen Siebenbürgen und von so vielen alten, schönen Städten meiner schließlichen Heimat her.

Dann zog es mich weiter zur Marienkirche. Sie war leicht zu finden, denn jede der kleinen alten Gassen der Innenstadt führte zu ihr hin.

Dann habe ich vor dem Altar des Rürnbergers Bildhauers Welt Stolz gestanden. Von der Höhe der Heiligen, deren lebendige Gestalten aus der Hand des Meisters gewachsen waren, mußte der Dunst vom Weihrauch die schlafenden Peter im Mittel-schiff fast verschleiern und unsichtbar machen. Sehr hoch waren diese Heiligen über ihnen. Sehr hoch, klar und erhaben stand auch der gewaltige Bau dieses Gotteshauses über dem Alltagsgetriebe der Stadt.

Auf dem Weg zum Bawel begegnete ich polnischem Militär. Eben noch war ich in Deutschland gewesen — ja, so — — — Krakau liegt in Polen, Krakau liegt in Polen, Klang der Gleichschritt der Uniformierten in meine Gedanken.

Oben auf dem Bawel, jenem seltsamen Durcheinander von Baustilen und Bau-denkmälern aller Zeiten, das sich doch, so wunderbar es anmutet, zu einem großen Ganzen fügt, pfliff der Wind. Er kam aus Westen.

Aus der Ferne grüßte der Pilsnubst-Hügel und sein Bruder, beide künstlich in die Ebene gesetzt — und im Südosten zeichneten sich die Beskiden gegen den Himmel ab. Im Westen aber lag Deutschland.

Urteil von Riebelisch üg.

August 1938! Seit dem Frühjahr habe ich als Mädelführerin in Polen ein Gebiet zu bearbeiten, in welchem auf etwa 100 000 Quadratkilometer eine halbe Million deutsche Menschen unter der polnischen Bevölkerung mehr oder weniger zusammengeschlossen wohnen.

In der nächsten Umgebung unserer Stadt haben wir schon durch unsere Fahrten eine rege Verbindung mit Land- und Kleinkadtmädeln geschaffen, auch schon ein paar behörblich genehmigte Ortsvereine auf die Beine gestellt. Schwieriger ist es mit den weit verstreuten Dörfern und Gütern der weiteren Umgebung. Wenn wir hier überhaupt Erfolg mit unserer Arbeit haben wollen, müssen wir selbst die Führung der Mädel übernehmen.

So verdingten wir uns eines Tages kurz entschlossen in den verschiedensten Dörfern als Mädel bei den Bauern, und schon drei Wochen später konnten wir an einem Sonntag die erste Neugründung einer Ortsgruppe, verbunden mit einer Kurzschulung, feiern.

Einen Nachteil hatte die Gründung der neuen Gruppe allerdings, und zwar kamen am Tage nach der formellen An-meldung bei den Behörden „einige Herren“ höchstpersönlich in das kleine Schwabendorf.

Wir haben Glück, denn wir sind zu dieser Zeit jede wieder auf ihrem Hof zur Arbeit. Wenn man uns mitten bei der Schulung überrascht hätte, wäre das schlimm geworden.

Ich gehe gerade mit einem Melkkübel über den Hof, als zwei Herren erscheinen. Also doch — ich bin im Bilde.

Wo der Bauer sei, herrschen sie mich an. Ich spreche fliehend polnisch und bedeute ihnen so, zunächst auf andere Art und Weise sprechen zu wollen, sonst würde sie der Bauer vom Hof jagen.

Ich werde von oben bis unten gemustert, schließlich, nach einigem Hin und Her, legen sie mir ein amtlich beglaubigtes Schreiben vor, wonach sie beide beauftragt seien, die politische Stimmung im Dorfe festzustellen. Sie sind mit sämtlichen Vollmachten ausgestattet.

„Ach so“ — sage ich — „dann muß ich wohl den Bauern rufen!“ — und habe

große Sorge, wie der wohl die Sache aufnehmen wird. Aber da kommt er auch schon gemächlich angeschlurrt. Die Pfeife hängt ihm im linken Mundwinkel, wie immer ohne Feuer. Er nimmt die Mädel ab. Die Beamten grüßen, aber der Bauer fährt sich nur mit der Hand durchs Haar und setzt die Mädel wieder auf. Ich bin beruhigt, der hat keine Angst.

Was das hier im Dorfe für eine Versammlung gewesen sei, fragte der eine, ein kleiner, feister, glöckpfirger Herr mit einer Hakennase. „Das ham mr Ihne ja geschrewe, van'n Anfang bis z'End“, ist die Antwort des Bauern. Der kleine dicke Herr ist empört.

„Wenn Se lang z'rede ham, wol'n mer lieber neigehn.“ Der Bauer schreiet bedächtig voran. In der kühlen verdunkelten Stube geht es dann weiter. Mit versänglichen Fragen versuchen die beiden irgendwelche geschwibrige Ordnung der Gründungsversammlung festzustellen, — aber vergeblich.

Ich habe wohl ein wenig zu sachverständig mitgeredet, um als Mädel gelten zu können. Jedenfalls fragt wieder der kleine dicke Herr den Bauern, wer ich eigentlich sei. Ich nenne meinen Namen und Wohnort. Der Beamte ruht, sieht mich an und hängt dann an, in einem Altenbündel eifrig zu blättern. „Aha!“ — ruft er und erschrickt wohl selbst über seine unvorsichtigerweise gedrückte Freude über die Feststellung.

Dah mich die Berufsgenossen dieser Herren in meinem Heimatort kennen, weiß ich. Dah ich aber die Ehre habe, in den Alten auch der hiesigen Gegend zu leben, ist mir neu, und ich weiß es zu schätzen. — Sie sind anscheinend gut über mich unterrichtet, weiß der Kudus! Wie viele ich von meinen Mädeln hier hätte, fragen sie mich.

„Bedauere“, sage ich frech und frei, „ich bin noch nicht verheiratet, habe auch keine Töchter!“ — Ich sollte nicht so tun, ich wüßte ganz genau, was sie meinten, „also sagen Sie, wie viele Kameradinnen haben Sie hier?“ —

Und ich erzähle, wie ich mich mit den Bauernmädchen „angefreundet“ habe, wie wir fast jeden Abend miteinander singen

und auch mit den Burjken tanzen. Ob ich denn die Mädels, die aus verschiedenen Orten hier bei den Bauern seien, nicht kenne . . . „O doch, die aus meiner Heimatstadt kenne ich.“

Sie glauben es mir, stellen noch ein paar Fragen, aber verlieren den Boden unter den Füßen und werden nervös. Das ist ein gutes Zeichen für mich. Sie haben absolut nichts feststellen können und ärgern sich.

Jetzt wird es sogar heftiger. Der eine der Herren, nicht der Dicke, verlegt sich aufs Schimpfen: Nur ich hätte hier die Propaganda für die Deutsche Partei gemacht und die Bauern aufgehetzt.

Lieber Mann, denke ich, du bringst's in deinem ganzen Leben zu nichts! So arbeitet kein guter „Geheimer“, und laut sage ich: „Wenn ich etwas Unerlaubtes getan habe, so verhaften Sie mich doch, aber ergehen Sie sich bitte einer Dame gegenüber nicht in wüsten Schimpfereien, sonst fühle ich mich gezwungen, ein Protokoll aufnehmen zu lassen!“ —

Ich fühle mich ja auch ganz sicher, und der aufgeregte Herr, der vielleicht heute um seinen Mittagschlaaf gekommen ist, muß sich wegen der paar Flüche entschuldigen.

Ich tausche beleidigt, ganz Dame, aus der Stube, barsch, mit Kopftuch und großer Schürze angezogen . . .
L. C.

Glaube und Schönheit

„Ihr habt als Mädels in unserem Volk zu stehen, habt zu schaffen und euch zu ergehen als die, die vereint auch die Mütter unseres Volkes sein können. Denn die Männer, die die Zukunft des deutschen Volkes gestalten sollen, brauchen Frauen, die von eurer Art sind, Frauen, die in tiefer Gläubigkeit und Tapferkeit bereit sind, jedes Opfer und jede Härte des Lebens mit ihren Männern durchzukämpfen“, so hat der Reichsjugendführer einmal das Erziehungsziel des BDM-Werkes „Glaube und Schönheit“ umrissen. Wie sehr diese Forderung, als junge Nationalsozialistin zu jeder Zeit zu jeder Pflicht zu stehen, sich in den vielen Tausenden von Mädels im BDM-Werk verwirklicht hat, haben diese letzten ersten Wochen gezeigt.

Auf den Bahnhöfen nahmen sich die Mädels der Flüchtlinge aus Polen an, in den großen Flüchtlingslagern betreuten sie die Kinder, zeigten für sie und ihre Mütter, die das Leben schon lange verlernt hatten, ihre Puppen- und Schattenspiele. In Kazzetten musizierten Spielchören des BDM-Werkes für unsere Soldaten, Wäschestücke wurden ausgebleicht, tausend fleißige Hände nähten, stopften, strickten, andere wieder fertigten Spielzeug für die Kriegskindergärten.

Ein Brief von der Front

In vielen Obergauen schicken die BDM-Mädels gruppenweise Liebesgabenpäckchen an die Front, um auch diejenigen Soldaten, die keine Angehörigen haben, spüren zu lassen, daß sie nicht alleinstehen. Der nachfolgende Brief eines Soldaten an eine BDM-Führerin zeigt die dankbare und feste Verbundenheit zwischen Front und Heimat.

Heute ist Sonntag. Außer ein paar Gewehrschüssen in der Ferne ist es sehr ruhig. Unsere Kompanie war diese Nacht in Stellung, und so ruhen wir die Zeit und ruhen uns aus. Das Wetter ist herrlich.

Es ist der zweite Sonntag, den wir draußen an der Front erleben. Ich liege etwas abseits, denn es wird gerade die Post verteilt. Es ist immer so ein bitteres Gefühl, wenn dieser und jener Kamerad von seiner Mutter oder Frau einen Brief oder eine Karte erhält, und man selbst geht leer aus.

So war es auch heute. Ich träume so vor mich hin. Fast jeder Kamerad wird aufgerufen, da werde ich doch aufmerksam, auf einmal höre ich auch meinen Namen. Ich springe auf, laufe zum Unteroffizier hin, er hält ein Päckchen in der Hand und reicht es mir hin: „Nehmen Sie schon, es ist für Sie!“

Ich nehme es, suche nach dem Absender — denn ich nahm an, es sei von meinem Vater — aber nein, es ist vom BDM. Ich gehe zurück zu meinem Plegeplatz, öffne das Päckchen, da sehe ich die Liebesgaben, auch ein Brief liegt bei, der Brief eines BDM-Mädels.

Ich bin hier Soldat, ich habe in dieser kurzen Zeit Kameraden verloren, die durch ritterlichen Kampf oder feigen Mord starben. Ich habe zwei deutsche Soldaten gesehen, denen, nachdem sie hinterlässe überfallen, von polnischen Zivilisten die

Ohren und Nasen abgeschnitten worden waren. Ich habe gesehen, wie Wohnungen deutscher Familien zerstört wurden, das Vieh umherirrte und Frauen bitterlich weinten — da können Sie sich denken, daß man da hart wird, hart werden muß.

Wir kannten nur noch eins: den Haß gegen die Polen. Wie ich aber so in der einen Hand das Liebespäckchen halte, in der anderen Hand den Brief, den ich immer wieder lese, da verschwindet all der Haß, und ich empfinde nur noch Dankbarkeit. Nicht nur Dankbarkeit gegenüber der Spenderin, denn sie hat das Päckchen ja nicht dem Maschinen-schlossler Clemens Rißler geschenkt, sondern einem Soldaten, der die Heimat beschützen soll, — die Heimat, ihre und meine.

Da empfinde ich zum erstenmal eine bloß dahin nie geahnte Liebe zu meiner Heimat. Es wird auf einmal alles leicht, denn das Gefühl und die Gewißheit, nicht allein zu sein, macht uns glücklich und stark.

Schon einmal — es war am 2. September, als wir die Heimat verließen und von Frauen, Mädels und Kindern mit Blumen, Obst und Zigaretten beschenkt wurden, sah ich die Liebe, die man uns Soldaten entgegenbrachte. Da sagte ich mir, daß es sich schon lohnt, für sie alle zu kämpfen und, wenn es sein muß, auch zu sterben.

Geizt. Clemens Rißler.

Jeder steht im Dienst der Reichsverteidigung, ob als Mutter in der Erziehung der Kinder, ob als Arbeiter am Schraubstock oder als Mann draußen am Maschinengewehr — das ist gleichgültig — oder ob die Jugend eingesetzt wird zu dieser oder jener nützlichen Arbeit.

Hermann Göring.



Immer wieder wird geübt, einen schwierigen Verband sachgemäß anzulegen.

Als überall die Kräfte zum praktischen Einsatz aufgerufen wurden, da standen auch die Mädel des BDM-Werkes Tag für Tag unermüdblich in ihrem vielfältigen Hilfsdienst, so wie es die Gegebenheiten in Stadt und Land, wie es die Aufgaben der Dienststellen von Partei, Staat und Wehrmacht erforderten.

Als Vorkräfte wurden die Mädel der Arbeitsgemeinschaft Luftschutz und Einjahrsdienst dem Reichsluftschutzbund zur Verfügung gestellt.

Die Vielfalt dieses Einsatzes, der selbstverständlich in aller Stille geschieht, läßt sich nicht im einzelnen umreißen. Jede Arbeitsgemeinschaft wurde auf rein praktische Aufgaben umgestellt, daneben läuft ein großer Teil der bisherigen Arbeit, so die politische Ausrichtung und besonders die sportliche Erziehung, weiter.

Der noch kaum zweijährige Aufbau des BDM-Werkes gab die Grundlage für diesen Einsatz. Für die hierbei geleistete Arbeit dankte der Reichsjugendführer der ersten Beauftragten für das BDM-Werk „Glaube und Schönheit“, Obergauführerin Clementine zu Castell, die aus der Führung des BDM. ausstieg, um zu heiraten. „Für ihre selbstlose Arbeit spreche ich ihr meinen Dank und für ihre Erfolge um den Aufbau des BDM-Werkes „Glaube und Schönheit“ meine besondere Anerkennung aus“, so sagte der Reichsjugendführer.

Die vielen tausend Mädel, die jetzt ihren praktischen Einsatz leisten, geben die Gewähr dafür, daß die Arbeit in derselben Stetigkeit und mit der gleichen Liebe und Verantwortung weitergetragen wird.

Zur Nachfolgerin der Beauftragten für das BDM-Werk „Glaube und Schönheit“, Obergauführerin Clementine zu Castell, wurde vom Reichsjugendführer die Führerin des Obergauwes Wien, Annemarie Kasper, ernannt.





Die schönsten gelben und feuerroten Blumen dürfen wir uns aus den Gärten holen. Das werden herrliche dicke Strauß!

„Das ist aber nett“, sagt eine tiefe Stimme überrascht. „all die schönen Blumen . . .!“ Das macht uns besondere Freude.

Im Zimmer dürfen die vielen Jungmädels nicht mehr herein. Da wollen sie wenigstens ihren Strauß durch's Fenster reichen.

Zur Belohnung spielt der junge Unteroffizier auf der Ziehharmonika den Jungmädels die schönsten Soldatenlieder.



Was die Zukunft bringt, das wissen wir nicht. Nur über eines sind wir uns im klaren: Keine Macht der Welt wird dieses Deutschland noch einmal niederzwingen können! Sie werden uns weder militärisch besiegen, noch wirtschaftlich vernichten oder gar seelisch zermürben! Unter keinen Umständen mehr werden sie irgendeine deutsche Kapitulation erleben!

Der Führer

Mit Blumen und Liedern im Kriegslazarett

Es ist eine lange, sehr lebendige Reihe vor dem großen Portal des Lazarett. Riesige bunte Herbstblumensträuße halten wir in den Armen, manchmal mehr, als die Hände zu fassen vermögen. Das Schönste, was die herbstlichen Gärten noch spenden konnten, haben wir mitgebracht, wir wollen doch hier im Lazarett für unsere Soldaten singen und ihnen eine Freude machen. Für eine Stunde hat uns der benachbarte Kleingärtnerverein seine Gärten zur Verfügung gestellt. Mit Feuereifer haben wir dann prächtige gelbe, feuerrote, leuchtend bunte Sträuße gebunden. Die Kleinsten von uns tragen obenbrein in Weidenkörbchen blante Äpfel und Pfirsiche.

Dann öffnet sich das Tor, und mit einem Lieb ziehen wir in unseren strahlend weißen Blusen in den Lazarett Hof ein. „Ach!“, das ist das erste, was wir alle sagen. Wir hatten uns das ganz anders vorgestellt. Weiße, grüne, mit Blumen bestandene Flächen dehnen sich um die riesigen Häuserreihen. Alles steht so hell und freundlich aus.

Langsam geht ein verwundeter Offizier am Arm seiner jungen Frau an uns vorbei. Einen Augenblick bleibt er stehen. Prüfend sieht er unsere Reihen entlang, hebt grüßend die Hand an die Kühe und sagt dann mit frohem Gesicht zu mir: „Das ist aber tüchtig von Ihnen.“

Und dann geht es leise, ganz leise — man hätte kaum geglaubt, daß so viele Jungmädels so vorsichtig auftreten können — von Station zu Station. Im großen Sälen stehen wir, in denen neben den Betten der Leichtverwundeten leise kleine Volksempfänger spielen, in stillen Einzelzimmern, an Betten, in denen ältere Männer und ganz junge Soldaten auf uns Jungmädels gewartet haben.

Zuerst sind ein paar von uns noch etwas zaghaft an die Betten getreten, haben sorgsam die Blumen auf die Decke gelegt und gute Besserung gewünscht. Aber nun ist das Eis gebrochen; nun haben sie gemerkt, daß sie überall ein freundliches Schmunkeln und ein Scherz empfängt, und jetzt singen unsere Jungmädelslieder noch einmal so frisch.

Die Oberschwester hat uns die Tür gezeigt, und da drückt nun Inge ganz vorsichtig die Klinke herunter. „Ach, das ist aber nett von euch“, sagt eine tiefe Stimme überrascht, „und all die schönen Blumen.“ — „Bestimmt der ganze BDM“, Schmunkelt der Nebenmann, ein junger Kanonier, der von seinem Bett

aus durch die offene Tür gerade die vielen Jungmädels sehen kann. Gleich werden wir für die beiden hier eins unserer schönsten Lieder singen, eins mit der Ziehharmonika, und da die beiden aus Hamburg kommen, auch eins von der See.

„Dann werden Sie gleich noch mal so schnell gesund“, sagt Inge überzeugend und legt ihre kleine Hand in die kräftige, braune Soldatenfaust.

Die ganze Zeit, gleich vom Eingang her, ist tren und brav ein junger Panzersoldat mit uns mitgekommen, von Haus zu Haus, Station zu Station. Sehr nett und lustig steht er aus. „Sicher ist er mal Pimpfensführer gewesen“, behauptet Irma — und man merkt ihm die Freude über „so viel Besuch“ richtig an. Immerzu zwischendurch zückt er seine kleine Kamera, knipst unsere Jungmädels von allen Seiten,

Wir tragen die Fahnen

Wir tragen die Fahnen, die immer hellen,
und führen die Farben, die nie vergehen.
Wir haben den Himmel noch oben aus allen
die hellen Sterne der Ewigkeit sehen.

Wie kommen aus buntem perlender Zittern
und grünen die Bäume des Blauens uns an
und werden nicht ruhe, die Nacht zu werden,
daß der Schatten dem Bruder wach die Zeit.

Rein Stern kann uns führen, kein Wetter verheben,
Sollt uns von den Fährten durch Not und Angst nicht,
ihm folgen getrost wir im Leben und Sterben
und haben kein Wort und haben die Nacht.

Sigismund Brand.

Wie: Ende der Dichtung. Verlag Junge Generation, Berlin.

und zum Schluß, ehe er auf seine Station muß, müssen wir ihm noch eine Bitte erfüllen und uns von einer jungen Schwester alle mit ihm fotografieren lassen. Mitten aus unseren weißen Blusen ragt nun seine schwarze Uniform mit der kühnen Panzermütze hervor. „Das Bild würde ich gleich nach Hause ab“, sagt er uns zum Abschied, „dann glaubt Mutter bestimmt, wie gut es mir hier geht.“

Vom weitem hört man nur ein vergnügtes Lachen und sieht die weißen Blusen, die

sich alle in das große Fenster zu ebener Erde hineinbeugen. Hier ist es einmal umgekehrt; hier haben unsere Jungmädels ihre Ziehharmonika zur Seite gelegt, und einer der Soldaten, ein junger Unteroffizier, der einen Beinbruch hat, spielt.

Alle Lieder, die er noch von früher her aus der HJ. und dem Arbeitsdienst und jetzt von den Soldaten kennt, werden wieder lebendig.

Neben ihm, an der Wand, steht still, ganz für sich ein Bett. . . . Und ein kluges für sich ist sicher auch der Soldat. . . .

Ein großes Bild von Köln hat er neben sich auf dem Nachtschisch. „Aber ach, das kennt hier oben ja doch keiner“, sagt er abweisend zu uns, als wir ihn nach seiner Heimat fragen. „Ja, natürlich, kennen wir das.“ Wie schön, daß wir in diesem Jahr im Rheinland auf Großfahrt waren. Irma war mit, Irma muß mal her. — „Was, du kennst Köln?“, vermag der Soldat nur kaunend zu sagen, und ein helles Leuchten geht über sein vorher so ernstes Gesicht. „Ja, dann ist das ja ganz was anderes.“ Das sagt er schon in echtestem unverfälschten Kölsch und wird ganz lebhaft dabei. Irma muß sich zu ihm ans Bett setzen, und ein paar Minuten später hört man nur noch etwas vom Dom, Hohenzollernbrücke, gegenüber vom der Balke, und dann darf man die beiden nicht mehr hören.

Blumen, Silber, Schalen voller Obst stehen auf den Nachtschischen. „Für uns wird ja so gut gesorgt“, erzählt ein junger Soldat, der noch einige Zeit mit einer leichteren, aber langwierigen Fußverletzung hier wird liegen müssen. „Wenn es nur nicht gleich am zweiten Tag gewesen wäre.“ Das ist sein grüßter Kummer. „Nun bin ich nicht mehr dabei, und überall ist unsere Kompanie gewesen, hier an der Brahe, bei Tüchel, bei K. . . .“ Langsam fährt sein Finger über die große Karte neben seinem Bett, auf der sorgsam Punkt für Punkt, Bornisch um Bornisch eingezeichnet ist. „Wenn ich nur erst wieder draußen wäre. . .“

Wir müssen daran denken, was diese Soldaten Tag für Tag draußen an der Front für den Führer und unsere Heimat hingegen haben, und was zu geben jeder von ihnen noch bereit ist — wortlos und selbstverständlich, wie es viele vor ihm und neben ihm getan haben. Und wie wenig ist das, was wir Jungmädels in diesen Wochen leisten dürfen, im Vergleich

zu dem! In dieser Stunde nehmen wir uns vor, alles, was man je von uns erwarten sollte, zu jeder Zeit mit ganzem Herzen und aller Liebe zu tun, — was es auch immer sein möge.

Im großen Kreis sitzt eine Jungmädelschaft um das Nachbarnett und hört . . .

Ganz ernst und feierlich wird es uns zumute. Zwanzig Jahre ist der Soldat vor einigen Tagen alt geworden, Plante ist er, in dem Lazarettzug war er, den der Führer besuchte. Von Bett zu Bett ist der Führer gegangen, mit jedem hat er gesprochen, nach seinen Verwundungen, nach

seinem Beruf gefragt und sich erzählen lassen.

„In dem Augenblick hat keiner von uns Schmerzen gespürt und — wir sind ja Soldaten — aber uns allen ist doch ein bißchen nah so um die Augen geworden . . .

Ganz am Ende unseres Wagens stand unser Jüngster, 19 Jahre, der einen Armschuh hatte. In krammer Haltung wollte er dem Führer grüßen, aber der Führer hat ihm nur den Arm heruntergenommen, hat ihm mit der Hand über die Haare gefahren und gesagt: „Streng dich nicht so an, mein Junge.“

Das werden wir bestimmt nie vergessen.“ Ein schweres Stiches wird es in diesem Zimmer. Die Soldaten mögen sich noch nicht so schnell von ihrem Jungmädelsbesuch trennen, und auch wir würden uns so gern noch mehr erzählen lassen .

Von Bett zu Bett gehen wir dann noch einmal, geben allen die Hand, wünschen gute Besserung und sagen auf Wiedersehen. Und das nehmen wir ernst — schon in ein paar Tagen werden wir wieder da sein. Die Soldaten haben sich das so sehr gewünscht.

Eine Berliner J.M.-Führerin.

Unsere Zehnjährigen

wurden beätigt

Jungmädelsbeätigung. In offenem Biered steht die Gruppe angetreten, in der Mitte, in einer Reihe, die Wimpel. Hell leuchten die weißen Blusen der Jungmädels, von denen sich Tuch und Knoten dunkel abheben.

Und da steht auch der Bloß der Zehnjährigen, die im April dieses Jahres aufgenommen wurden. Wie alle anderen tragen sie den blauen Jungmädelsrock und die weiße Bluse, aber Tuch und Knoten fehlen noch.

Man merkt diesen Jüngken unseres Bundes die Spannung, die Aufregung und

auch den Stolz an, daß sie es sind, denen diese Feterkunde gilt. Aber sie haben in diesem halben Jahr schon gelernt, sich zusammenzunehmen. Kein aufgeregtes Schwagen, kein Hin und Her — ganz ruhig und tadellos stehen sie da.

Seit sie sich im April in stähliger Begeisterung zu uns fanden, ist vieles in ihrem Leben anders geworden. Sie haben gemerkt, daß sie nicht für sich allein stehen, sondern nur ein winziger Teil einer großen Gemeinschaft sind: daß diese Gemeinschaft von ihnen verlangen darf, eigene Wünsche und Meinungen zurück-



zustellen, daß der Führer auch von dem letzten Jungmädels die ganze Kraft und Treue fordert, und daß gerade dies schön ist und sehr froh macht.

Mit allen andern hören die Zehnjährigen die Worte der Führerin, mit allen andern tragen sie unsere Bieder. Unbändig stolz sind sie, als die Führerin ihnen Tuch und Knoten überreicht und sie verpflichtet, diese Ehrenzeichen in Treue zu tragen.

Im Schweißgemisch geht es zurück. Dieselben Mädels sind es, die vor einer Stunde kamen. Und doch ist etwas anders geworden! Da sind keine weißen Blusen mehr, an denen Tuch und Knoten fehlt. Ein neuer Jahrgang gehört von heute ab ganz in die Gemeinschaft unseres großen Jungmädelsbundes. Er wird sich weiter bewähren.

H.



WINTERFAHRT 1936

Wir hatten alle an dasselbe gedacht. Wir hatten alle mit den gleichen heißen Herzen am Lautsprecher geseht, hatten die Namen der Städte gehört, die wir von damals kannten, und in denen jetzt unsere Truppen, die Soldaten unserer Heimatstädte, kämpften . . .

Wieder sahen wir die grauen kalten Wintertage 1936 vor uns, in denen wir

Jungmädelsführerinnen aus dem Osten durch unsere geraubte Heimat fuhren. „Das Einreisevisum werde ich Ihnen verweigern müssen“, hatte uns der polnische Generalkonsul in unserer Heimatstadt gesagt, „wir Polen können es jungen deutschen Mädchen nicht gestatten. Der Wunsch würde zu groß in Ihnen werden, dieses Land wieder zu besitzen.“ Wir hatten da-

mals nichts erwidert, wir hatten geschwiegen und mit allem Mitteln das Visum doch zu erreichen verstanden.

Bei Plötze, nur wenige Kilometer von Schneidemühl entfernt, überschritten wir die Grenze: jetzt haben unsere Truppen denselben Weg genommen. Wie anders sah damals die Grenze aus. Ein schlichtes deutsches Holzhaus, ein Schlagbaum quer vor der Chaussee — und dann drüben mit einem weißen Säuleneingang, der den rotweißen Adler trug, die pol-



nliche Jossation; Säulen aus fallchem Marmor in einem Dorf, das Polen der Verwahrlosung preisgegeben hatte.

Durch ebenes braunes Bauernland führen wir, eine lange weite Straße entlang. Unerkloffen und ausgedehnt war das Land, noch unausgenühtes Brachland fand sich. Der Posa wußte nicht, was er mit ihm beginnen sollte. Immer häufiger entdeckten wir nicht weit von der Straße in dichten Reihen kleine graue Hütten, kümmerliche Katen, die oft nicht einmal Fenster besaßen. Einmal erkannten wir Erdhöhlen auf dem Felde. So hausten hier Polen, und so wagte man Deutschen ein menschenunwürdiges Dasein zuzubilligen. Und das auf einem Land, das deutscher Fleiß dem Nichts entreißen, bebaut und kultiviert hatte.

Durch Kales kamen wir. Die Eltern unseres Fahrers hatten hier als deutsche Handwerker gelebt, in einem Nachbardorf war eine Kametabln von uns geboren worden. Nun hatten beide dort keine Heimat mehr.

Bromberg: Wie oft ist jetzt in den letzten Wochen dieser Name in aller Munde gewesen! Wie oft haben wir an diese Stadt gedacht, die uns damals als eine Burg der Deutschen in diesem Land erschien und in der nun polnische Wunden gehaßt und namenloses Leid über jedes Haus gebracht haben.

Damals, im Winter 1938, hatte es geschneit, getaut, geregnet. Das hörte nicht. In kleinen unauffälligen Gruppen wanderten wir von Schaufenster zu Schaufenster. Grelle, bunte Farben, Kleider, die niemand von uns auch nur hätte tragen mögen, beherrschten die Modengeschäfte. Polnische Namen, polnische Aufschriften in einer deutschen Stadt. Aber dann freuten wir uns. In den Drogerien und Apotheken entdeckten wir deutsche Fabrikate, Agfa-Filme, Zeiss-Ikon-Apparate, deutsche Medikamente — alles, was Intelligenz und Forschergeist in Deutschland geschaffen hatte, hatte Polen nicht zu ersetzen vermocht.

Lebhaftes Treiben herrscht auf dem alten Marktplatz in Posen.

Von deutscher Art zeugen die alten friderizianischen Speicherbauten in Bromberg.

Gewaltig erhebt sich in Thorn die von Deutschen geschaffene St. Johannes-Kirche.

Wenige Kilometer hinter Bromberg überquerten wir zum erstenmal die Weichsel. Breit und mächtig floß sie dahin, fruchtbare Mutter aller Äcker und Wiesen in ihrer Niederung, einstmals der bedeutende Handelsstrom, den Polen verkommen ließ. Wieder über die Weichsel, führen wir an einem frühen Abend durch hellerleuchtete Straßen in Thorn, der alten Gründung des Ritterordens, ein. Der polnische Offizier beherrschte Geschäftstrahen und Lokale.

Vor den schönen, alten Bauten, die so überzeugend von heimischem Geist und deutscher Kraft sprachen, kummelten sich polnische Gymnasialisten, Angehörige der polnischen Staatsjugend. An ihren Armen schlenderten gleichaltrige, knapp vierzehnjährige Mädchen.

Auf dem kaum erleuchteten Platz zwischen dem alten historischen Rathaus und einer hohen Backsteinliche Fanden wir und sahen sich auf ihre Türme. „Sollen wir Sie führen, Sie sind doch Deutsche, sollen wir Ihnen unsere Heimat zeigen?“ Leise, überhört kamen die Worte. Vorhellig sahen wir uns um. Stimmt es? War das wirklich ein Deutscher? Aber dann blickten wir in ein energisches junges Gesicht, in entschlossene graue Augen, fühlten den Druck einer festen Hand. Das waren Deutsche, deutsche Studenten, die glücklich waren, Mädel aus dem Reich in ihrer Heimatstadt zu wissen.

Gemeinsam fanden wir in der Johannische vor dem Altar unseres Kürnberger Bildhauers Weit Stolz, den Polen mit aller Lüge für sich beanspruchen wollte. Durch die alten schönen Räume des Rathauses, durch den Saal des Thorer Blutgerichtes führten sie uns, sprachen uns leise hier von ihrem Leben unter der

polnischen Gewaltherrschaft, ohne Recht, ohne Geld, ohne Mittel. Nun hatte man auch noch das Letzte versucht, ihre deutsche Schule geschlossen. „Aber wir gehen nicht nach.“ Das trug schon damals alle Härte, alle opferwillige Entschlossenheit in sich, mit der diese Menschen nun auch in diesen Tagen mit ihrem Blut für die Befreiung ihrer Heimat eingetreten sind.

Durch die alten, prächtigen Straßen Thorns gingen wir bis dahin, wo die Laternen allmählich seltener und die Straßen schlechter wurden — zur Weichsel. Breit und stolz wuchsen hier die Mauern der alten Ordensburg in die Dunkelheit, in hohen Toren öffnete sich der Umfang zum Strom.

Nun ist es wahr geworden, was wir damals dachten, was wir als brennenden Wunsch mit in die Heimat nahmen: Nun ist das deutsche Land im Osten wieder deutsch geworden! M. Jordan.



Seit vierzehn Tagen leitete nun Nanni den Kindergarten des Waisenhauses „Wenn ich's nur schaffe mit all den Berliner Gören“, hatte sie am ersten Tage zweifelnd gemeint, „ein Kindergarten in Innsbruck oder wenigstens in München wär' mir halt lieber gewesen.“

Die Braune Schwester aber hatte der Jungmädelsführerin aus der Ostmark ermutigend zugestimmt: „Es wird schon gut gehen. Kinder sind überall gleich. Diese hier sind alle gut zu haben. Nur mit dem Peterl ist es manchmal eine Plage.“

Nanni hatte erstaunt auf den kleinen vierjährigen Jungen geblickt, der ganz harmlos mit ein paar bunten Klöbchen in der Ecke saß, während die Schwester weiter erzählte. Der Peterl gehörte eigentlich gar nicht ins Waisenhaus. Seine Eltern seien von einem kleinen Bauernhof aus der Ostmark zugewandert, wohl des besseren Verdienstes wegen. Die Frau sei dann vor einem Jahr hier gestorben.



Bärbel darf reiten — das ist ein Hauptspiel

Der Vater habe, als er einberufen wurde, den Peterl für die Dauer des Krieges dem Waisenhaus anvertraut. Ja, und nun sei er eben da. Aber er sei ein Besonderer, der Peterl. Wahrscheinlich sei er dauernd mit dem Vater allein gewesen. Immer spiele er für sich, am liebsten der anderen Kinder schließe er sich an, man könne einfach nicht schlon aus ihm werden.

Nanni hatte nichts gesagt, aber im stillen hatte sie ein wenig hochmütig gedacht: „Sicher habt ihr es nicht richtig angefangen. Man muß die Kinder eben wirklich gern haben und auf sie eingehen.“ Na, sie würde schon klar kommen mit ihrem kleinen Landmann.

Aber jetzt, nach zwei Wochen, mußte sie zugeben, daß die Schwester recht gehabt hatte. Mit all den „Berliner Gören“ war sie gut Freund, aber der Peterl blieb ihr fremd wie am ersten Tag. Er war nicht etwa unangezogen. Er putzte sich seine Zähne und wusch seine Hände wie alle anderen, er legte sich mittags schlafen und räumte seine Spielsachen weg. Doch er blieb ein Außenstehender.

Mitten im schönsten Spiel, etwa beim Bau einer großen Autofabrik, aus der die neuesten und modernsten Wagentypen in die Welt rollen, konnte er sich in seine Ecke zu den bunten Klöbchen trollen, mit der trodenen Bemerkung: „Dös Spiel g'freit mi net!“ Was aber die Klöbchen vorstellen sollten, die er teils übereinander, teils im Rechteck aufbaute, das verriet er nicht.

Den andern war es auch gleich, was der Peterl tat. Sie waren vollauf beschäftigt, „Stadtbahn“ zu spielen. Die Stadtbahn fuhr verdunkelt, verfehlt sich. Nanni hatte zu diesem Zweck alle Tische in einer Reihe hintereinandergerückt und Decken darübergelegt. Wer mit der Stadtbahn fahren wollte, mußte durch den langen

Tunnel kriechen. Vorn und hinten war die Sperrle. Da saßen Bärbel und Hanne am Schalter. Ganz vorn an der Tür gab es Fahrkarten zu kaufen, und in der Mitte des Tunnels war „Gesundbrunnen“. Da hauchte Kubi im Dunkeln unter dem Tisch und schrie mit allem verfügbaren Stimmaufwand: „Zug fährt nach Oranienburg! Bitte berufen Sie sich!“

Es war wirklich ein wundervolles Spiel, und Nanni war selbst ganz begeistert. Nur den Peterl „g'freite“ die Sache schon wieder nicht. Stillschweigend machte er sich auf den Weg in seine geliebte Ecke. Nanni war jetzt ernsthaft ärgerlich.



Mit „Berliner Gören“ ist Nanni gut Freund

„Verdammtler Bengel“, brummte sie vor sich hin, aber sie beherrschte sich noch. „Komm doch, Peterl“, rief sie freundlich. „du mußt jetzt einsteigen, der Zug fährt sonst ab.“

Der Peterl ließ sich nicht beirren: „Dös is mir j'lad!“, meinte er höflich. Da riß der Nanni endgültig die Geduld. Sie vergaß, daß sie sich vorgenommen hatte, immer ruhig und freundlich zu den Kindern zu sein, sie vergaß auch ihr mühsam angelerntes Hochdeutsch. In vollem Zorn platzte sie los: „Da gehst her, hal i dir's an'schaff', Radl, damischer!“

Der Peterl blieb mit einem Knuck mitten im Zimmer stehen, die Augen weit offen, den Kopf leicht geneigt, als horche er etwas längst Vergessenem nach. „Mutterl?“, sagte er fragend vor sich hin, und dann in fröhlicher Gewissheit: „Mutterl, i kamm ja schol!“ Und ehe sie sich's versah, kühlte Nanni ein Paar feste Kinderarme um ihren Hals, die tüchtig drücken konnten, und einen Kuß mitten auf der Nase. Den Kuß hatte der Peterl in seiner Aufregung nicht gefunden.

Es war ein bißchen schwierig, dem Peterl begreiflich zu machen, daß man nicht das Mutterl, sondern halt nur die Nanni sei. Aber wenn Nanni gefürchtet hatte, es gäbe nun Tränen und einen großen Jammer, so hatte sie sich geirrt. Peterl nahm die neue Sachlage zur Kenntnis, ohne auch nur die Wimper von Nannis



Morgens ließ sich Peterl geduldig waschen

halse zu lösen. Das allmählich werdende Bild der Mutter und die Mami, die hier lebhaftig bei ihm sah und Mutters Sprache sprach, gehörten nun einmal zusammen. Daraus konnte keine Erklärung der Welt etwas ändern. „So“, sagte er schließlich und rutschte vom Kissen hoch herab. „Jetzt verißt a mein Saufta! Ich seh!“ Einen Saufta hatte also der Peterl aus den bunten Klagen gebaut, während sie Stadtbahn und Autofabrik gespielt hatten, einen Saufta mit vielen Koden und einem gut eingegünsteten Auslauf für die Schweine. O Peterl, du Bauernhub!

Aus Peterls Saufta entwickelte sich dann in den nächsten Tagen ein herrliches neues Spiel. Kuh- und Pferdefälle kamen dazu, ein Wohnhaus mit einem Garten und richtige Tiere von bunten Bilderbogen. Diesmal war auch der Peterl ganz bei der Sache. Er war ja der Bauer und mußte aufpassen, daß alles seine Richtigkeit hatte. Da war auch niemand dabei, der ihm die neue Würde streitig machen konnte. *Suse Harms.*



Ordnung muß sein — auch im Kindergarten

Gretel

meint Dorfschulmeister!

Schon ein gutes Dreivierteljahr war Gretel beim Ortsbauernführer von Dietrichsdorf im Pflichtjahr. Ebenfalls führte sie die Jungmädelschaft des Dorfes, und eins war so schön wie das andere. Die Jungmädelschaft waren auch sehr begeistert von der Gretel. Sie konnte nicht nur singen und erzählen wie keine zweite, sondern sie hatte auch mächtig „was weg“, wenn es galt, das Heim schöner herzurichten oder einen Dorfgemeinschaftsabend vorzubereiten. Dieser Meinung waren selbst die Pimpfe. „Die ist in Ordnung“, sagten sie, und das will bei ihnen etwas heißen.

Im Herbst aber, als überall das Obst schwer an den Bäumen hing, hatte sich die Gretel beinahe alle ihre Freunde verschert, und das kam so: Als der Lehrer Hinkelmann eingezogen wurde, gab es bei den Ab-Schützen ein wildes Jubelgeschrei. Sie mochten den Herrn Lehrer zwar alle gut leiden, aber mitten in der Schulzeit Ferien zu bekommen, das war doch zu schön!

Die älteren Jungen und Mädchen nahmen diese Tatsache ruhiger auf, obwohl sie im Rücken nicht anders dachten als die „Kleinen“. Aber Langeweile würden sie sich nicht zu besorgen haben, das wußten sie im voraus. Fast überall waren die Väter nicht mehr auf dem Hof, es gab Arbeit genug für alle „Großen“.

Da hatten die „Kleinen“ es wirklich besser. Sie redeten voller Dummheiten und Streiche, trieben sich den ganzen Tag herum und fanden noch obenrein der Mutter im Wege, wenn ihnen gerade nichts Geheimes einfiel.

In der zweiten Septemberwoche war die Trude aus Schneidemühl gekommen. Sie hatte sich auf dem Hof des Ortsbauernführers zur Arbeit gemeldet und ganz einfach erklärt, sie sei eigentlich Kindergärtnerin, wäre aber gern bereit, überall zuzupacken, wo Rot am Mann sei. „Ich komme aus dem Korridor“, aber vor sieben Jahren wurden die Eltern gezwungen, nach Kongreßpolen auszuwandern, und jetzt bin ich mit einem Bruder aus unserem Dorf südlich vom Bodz geflohen, weil das drüben kein Leben mehr für Menschen war.“

Jeden Abend saßen nun Gretel und Trude mit der Bäuerin vor dem Haus und beratschlagten, wie man die Arbeit im Dorfe noch besser verteilen könnte. Das letzte Grummel war noch nicht eingeleitet, und in den Obstgärten waren die Haselnüsse längst reif zum Pflücken. Sie wurden in jedem Jahr in die Stadt verkauft, weil sie nirgendwo weit und breit

so gut geblieben. Die Bauern hatten mit diesem Verdienst gerechnet und waren darauf angewiesen. Aber in diesem Jahr hatte kein Mensch Zeit, die Äpfel zu pflücken und sie sachgemäß zu sortieren.

Es gab viel Kopfschmerzen um die Obsternte, bis eines Tages Gretel und Trude mit einem ganz großen Plan herausrückten: Wie wäre es, wenn die Schuljungen und -mädchen das Obstpflücken und -auslesen übernehmen könnten? Der Gedanke hatte viel für sich, er war nur ein wenig ungewöhnlich.

Schließlich setzte der Großvater allen Beratungen ein Ende und meinte aus seinem Lehnsstuhl heraus: „Was wollt ihr eigentlich, die Jettin sind doch auch ungewöhnlich.“

Das gab den Ausschlag, und eine halbe Stunde später machten sich Gretel und Trude auf den Weg, um überall in den Häusern Bescheid zu sagen, daß am nächsten Morgen pünktlich um sieben Uhr die Schule wieder anfangen.

Gab das einen Aufstand bei den Jungen und Mädchen! Sie wurden ganz irre in ihrer guten Meinung von Gretel, die ihnen so mit nichts, die nichts die Ferien kriech.

Am nächsten Morgen hatten sie ihre alte Freundschaft für Gretel ganz vergessen. Auf den vorderen Bänken wurden lauter Dummheiten ausgebrütet. Man würde es dem neuen „Fräulein“ schon zeigen! Aber als Gretel hereinkam und jedem Jungen und Mädchen so fröhlich wie immer die Hand gab, schmolzen alle finsternen Pläne dahin.

Kurz darauf sahen alle auf dem großen Rasenplatz im Lehrers Garten beim „Spielen“. Jedenfalls erzählten die Jungen und Mädchen nachher begeistert zu Hause, daß sie lauter neue, wunderschöne Spiele gelernt hätten. Sie hatten dabei im Eifer nämlich überhaupt nicht gemerkt, wie schnell sie auf einmal rechnen konnten, und daß bei den Schreckschreien meistens der Karl gewann, weil bei ihm das Abz schon am sichersten „lah“.

Die „Großen“ hatten inzwischen in Lehrers Garten Äpfel gepflückt, und die Kleinen mußten sie danach auslesen. Das war sehr lustig und man konnte dabei wettschneidern, wer am schnellsten seinen Korb voll hatte. An den anderen Tagen der Woche kamen die übrigen Obstgärten im Dorf an die Reihe. Ein Riesenspaß war das Ganze, das fanden alle. Ihren Groß auf Gretel hatten sie dabei längst vergessen, sie waren übereinstimmend wieder der Meinung, daß sie doch „schwer in Ordnung“ sei. *Melitta Reichmann.*



„Verdammt noch mal“, schimpfte Vater und knallte das Fenster hörbar zu, „da sitzt doch Frau Massow wieder unten im Hof bei ihren Karnidein. Hat ein Licht neben sich stehen, hell wie eine Positionslaterne, als ob es überhaupt keine Verdunkelung gäbe.“

Ursel sah von ihrem Fleckenstisch auf. Daß Vater als Lustschuhhauswart allen Grund hatte, böse zu sein, das begriff sie wohl. Nur — sie mochte Frau Massow gut leiden . . .

„Laß mich mal gehen“, sagte sie deshalb kurz entschlossen, „Sie denkt wohl nicht, daß die Laterne so weit leuchtet.“ — „Nein, wegen“, Vater war froh, daß er seine Pantoffeln anbehalten konnte.

Vorsichtig tastete sich Ursel über den ersten Treppenablaß. Unten auf dem Hof ging Ursel vorsichtig, an der Hauswand entlang, bis zu dem Kaninchenstall.

Da sah Frau Massow auf einer umgestürzten Kiste, hatte vier Kaninchen auf dem Schoß, die vier, die vor drei Wochen erst geboren waren, und stich immer wieder über die weichen Fellchen. Vorsichtig trat Ursel heran, um die Frau nicht zu erschrecken: „Frau Massow, Vater läßt Sie bitten, Ihre Laterne auszumachen, sie leuchtet so weit.“ —

„Ach, du bist es, Ursel“, Frau Massow fuhr auf, „ich bin ja auch eigentlich fertig, ich mußte nur noch die Ställe ausmisten. Ich schaffe das jetzt nicht mehr bei Tage, seit ich in die Fabrik gehe. Es ist auch gleich jetzt. Ich muß sie ja doch weggeben.“ Damit legte sie die kleinen Tiere vorsichtig in ihren Stall zurück und blies die Kerze in der Laterne aus.

Ursel milchete sich sonst nicht gern in die Angelegenheiten der großen Leute, aber jetzt, im Schutze der Dunkelheit, wagte sie es. „Was wollen Sie weggeben, Frau Massow, die Karnidei doch nicht?“

„Ja, Ursel, das ist nun schon nicht anders“, ein klein wenig unsicher kam die Stimme der Frau aus dem Dunkel, „Neh mal, so geht das doch nicht. Ich habe keine Zeit, mich richtig um die Tiere zu kümmern, seit mein Mann im Feld ist und ich wieder arbeiten gehe. Da ist es wirklich besser, sie kommen fort. Nur mein Mann möchte sie auch so gern, und . . .“

Frau Massow schwieg. Auch Ursel sagte nichts. Aber sie dachte, daß es für Frau Massow, die nun so allein in ihrer kleinen Wohnung lag, wohl sehr schön sein mußte, wenn sie so etwas Lebendiges, Zutrauliches hatte, das zu ihr gehörte. „Sie müssen die Karnidei behalten“, sagte sie plötzlich ganz bestimmt. „Jemand“

wie geht das schon. Ich muß mal darüber nachdenken. Jungmädels finden immer einen Ausweg, hat unsere Führerin gesagt.“

„Reinst du?“ Frau Massow sprach jetzt gar nicht mehr wie zu einem kleinen Mädchen, sondern wie zu einem guten, verständigen Kameraden, „aber ich habe mir doch selbst schon alle Möglichkeiten überlegt . . . Freilich . . . es wäre sehr schön . . .“

„Bis morgen fällt mir bestimmt etwas ein“, Ursel war ganz zuversichtlich, als sie Frau Massow „gute Nacht“ wünschte. Am nächsten Tag — es war Sonnabend, und Frau Massow hatte früher Arbeitslohn — klingelte es energisch an ihrer Wohnungstür, und als sie aufmachte, standen vier Jungmädels davor. „Jungmädels angetreten zum Karnideidienst“, meldete Ursel krahelnd, und als sie Frau Massow von ihrem Erscheinen erholt hatte, fuhr sie fort:

„Das sind Helga und Inge und Margot. Sie wollen jetzt jeden Tag die Gemüseabfälle bei den Leuten abholen. Wir haben schon mit den Frauen gesprochen. Sie meinen alle, es wäre doch zum Lachen, wenn die sechsunddreißig Partelen in unserem Haus nicht einen Stall voll Kaninchen füttern bekommen könnten. Da sollten Sie sich nur keine Sorgen machen.“ „Ja, aber Mädchen . . .“ Frau Massow wühlte zunächst gar nicht, was sie sagen sollte. Dann zog sie die Jungmädels in die Stube, und dort gab es eine lange Belprechung.

Von da ab ließen wirklich jeden Tag vier Jungmädels mit einem Eimer Treppauf und Treppab, und zweimal in der Woche sand sich eines, das den Stall nach allen Regeln der Kunst ausmistete und neue Streu breitete.

Ein paar ganz kluge Frauen meinten zwar, den Mädchen würde die Sache wohl bald langweilig werden, und dann ginge es den armen Kaninchen schlecht. Aber Ursel erklärte, was sie einmal angelangen hätten, brächten sie auch zu Erde. Ein Jungmädels lasse sich nicht lumpen . . . Und dabei blieb es! S u s e H a r m s.

Rappnul

aus der Flickenkiste

Als die vielen Saarkinder eintrafen und beaufsichtigt und unterhalten sein wollten, da besannen sich die Schmalkaldener Jungmädels auf ihre Fähigkeiten.

Ein Rasperlspiel, selbstgebastet und mit selbstgebasteten Rasperlpuppen für fröhliche Kindermittags, das war bestimmt eine feine Sache . . .

Ein paar Tage später fand Mutter erstaunt vor der durchwühlten Glidenkiste: „Ob Inge wohl darangegangen ist? Aber was will sie nur mit dem roten Stoff?“

Da hätte doch noch ein Augen draus werden können . . . Und wo bloß meine Schere ist? Ob Inge die auch . . .“

Natürlich hatte Inge die Schere und auch den roten Stoff, und im Helmnachmittag wurde aus dem Stoff mit Glitz der Schere und Nadel und Faden ein Königsmantel für das Rasperlspiel geschneidert.

Zuerst hatten die Jungmädels die Köpfe gebastet. Dazu wurden die alten Strümpfe gebraucht, die sie eifrig gesammelt hatten. Ein Stück Strumpf wurde sehr sauberlich an einem Ende zugewebt und mit feingeknippten Rappen ausgestopft. Dann

konnte man die Augen und den Mund darauf stecken und die Nase hineinstecken: eins, zwei oder auch drei Erblen, je nach-





Hätte ich doch

Wenn sich die Folgen vernachlässigter Zahnpflege zeigen, dann wird es bedauert, daß man dafür „keine Zeit“ hatte. Es macht doch so wenig Mühe, die Zähne gesund zu erhalten, überhaupt wenn die starkwirksame Nivea-Zahnpasta hilft, Zahnsteinansatz, Bakterien und Mundgerüche abzuwehren. Morgens und abends einige Minuten solch gründlicher Zahnpflege – dafür werden Sie im Alter dankbar sein. Gesunde und blendend weiße Zähne sind der Erfolg regelmäßiger Zahnpflege mit Nivea-Zahnpasta, die alle Vorzüge vereint:



Starkwirksam

Gegen
Zahnsteinansatz

Zahnfleisch-
kräftigend

Mikrofein

Mild,
aromatisch

– Und
so preiswert

753

daß es sich um die Prinzessin, den König oder gar den Kasperl selbst handelte.

„Du mußt mit Ilse auch hinkommen“, be-
stürzte Inge die Mutter, und Ilse, die
kleine Schwester bettelte: „Inge hat ge-
sagt, es wird so schön!“ – Unterwegs
trafen sie schon eine Karawane von
kleinen Schmalkaldenern und Saaz-
kindern, die dem Helm zustrebten, und
dann sahen sie mitten in dem Hufeisen
vor dem Kasperltheater.

Man kann eigentlich nicht sagen, daß die
kleinen Gäste schüchtern gewesen wären.
Als dann das Spiel begann, war aller-
dings eine solche Stille, daß man eine
Stednadel hätte zu Boden fallen hören,
und die Begeisterung bei den Taten
Kasperls, der die Heger, den Drachen und
sogar den Tod besiegte, kannte keine
Grenzen.

Noch auf dem Nachhauseweg war die
kleine Ilse so sehr im Bann des Ge-
schehens, daß sie immer wieder die Mutter
am Mantel zupfen mußte: „Mutti, der
Kasperl... und, Mutti, der König war
doch am aller schönsten, der mit dem roten
Mantel, ja...?“

Da hielt Inge den richtigen Augenblick
für gekommen. Ganz beiläufig sagte sie:
„Ach ja, Mutter, der Königsmantel, der
ist übrigens aus deiner Glidenliste.“

Mutter schüttelte zwar ein bißchen den
Kopf: „Inge, du sollst doch nicht so ein-
fach über die Glidenliste gehen!“ Sehr
ärgerlich schien sie aber nicht zu sein. Auf

einmal lachte sie sogar: „Der Königs-
mantel war wirklich schön, und ich glaube,
es hätte doch nicht mehr zu einem Kragen
gereicht.“

Eine Thüringer D.M.-Führerin.

Wo du stehst, ist gleich ...

„Hallo, Urzel, du schläfst ja schon wieder!
Na, dich möcht' ich sehen, wenn du einen
Brand löschen solltest. Du verbrennst
wohl noch etwas dazu, was!“

Urzel wird erst durch das Gelächter der
anderen aufmerksam und läßt erschrocken
hoch. Das war jetzt schon das drittemal,
daß Herta sie ermahnte. Und dabei muß
es wohl sehr spannend sein, was Herta
da über den Luftschuß erzählt, denn die
anderen sind ganz bei der Sache...

Urzel macht ein mißmutiges Gesicht. „Zu
uns kommt doch kein Flieger“, denkt sie,
„den läßt doch unsere Flak gar nicht so
weit durch. Ganz umsonst verfährt man da
keine Zeit... Wenn ich jetzt an der
Front wäre als Kriegsschwester, da hätte
ich etwas zu tun, da könnte man zeigen,
was man leisten kann und will, aber hier
daheim bei dem langweiligen Luft-
schuß...“

Und nun ist sie schon wieder bei der Sache,
um die all ihre Gedanken und Wünsche
in den letzten Wochen freiließ: als
Schwester möchte sie in ein Lazarett an
die Front. Sie steht sich schon verwundete

Soldaten verbinden und pflegen. Da
würde sie ihren Platz bestimmt ganz und
gar ausfüllen.

Und warum steht sie nun hier, „unnütz
und untätig“, wie sie immer sagt. Einfach
lächerlich! Weiß sie noch lange nicht
18 Jahre alt ist. Als ob das Alter eine
Rolle spielte!

„Du hast den Kriegsschwesterntappel“,
sagen die andern und lachen sie einfach
aus. Nur Herta steht sie manchmal nach-
denklich von der Seite an. Urzel ist doch
sonst eine tüchtige Scharführerin. Auf
jeden Fall hat man sich bis jetzt immer
auf sie verlassen können. Sie wird sich
schon wieder zurechtfinden und zur Ver-
nunft kommen.

Inzwischen geht die letzte Übungsstunde
ihrem Ende zu. „Und morgen haben wir
dann großes Übungsspiel im Brandhaus
drüben“, ruft Herta am Schluß, „und ich
will gleich jetzt alle Selbstschußkräfte be-
stimmen.“ Jede will natürlich mit tun,
und Herta hat schwere Wahl. Dann be-
stimmt sie – „und als vierter Haus-
feuerwehrmann macht Urzel mit!“

„Das gibt eine Katastrophe! Ich habe
überhaupt keine Ahnung von der ganzen
Sache“, geht es Urzel durch den Kopf.
„Melde du dich dafür“, flüstert sie schnell
Annemarie zu. Annemarie ist zwar etwas
erstaunt, aber sie versucht es.

„Die Urzel drückt sich nicht“, sagt Herta
nur und schaut Urzel dabei fest an. Bldh-
lich begreift Urzel. Nein, sie will sich



Immer frisch aussehen!

Möchten Sie trotz „Bürolust“ und anstrengender
Arbeit frisch aussehen, dann massieren Sie NIVEA-
CREME gut in die Haut. Sofort wird die Haut kräftig
durchblutet, und sie bekommt
wieder eine natürliche Frische.

Nivea-Creme in Dosen u. Tuben 22–90 Pf.

Zur Pflege und zum Schutz der Haut:



europäisch-
hautverwöhnt!

6025

15

Was ist wichtig
bei der einfachen
Naht?



... daß die Naht elastisch ist und den Stoff nicht „einsägt“, also nicht einreißt. Diesen Anforderungen genügt Gütermanns Nähseide, denn sie ist elastisch, weich und geschmeidig. Darum, „für Nähte, die halten sollen“:

Gütermanns Nähseide

UM SICHER ZU SEIN

ACHTEN SIE AUF DIE SCHUTZMARKE: DAS SCHACHBRETT!

Komm auch Du in den
Landdienst der HJ.

Die weltberühmte
HOHNER
Größe-Katalog
64 Seiten, insges.
162 Abb., alle In-
strumente origi-
nallifarbig, 10 Mo-
natsgaben.

LINDBERG
Größtes Hohner
Versandhaus
Deutschlands
MÜNCHEN
Kaufingerstr. 10

Unsere tapferen Soldaten

an der Front erwarten von
Euch, daß Ihr dem Kriegs-
WHW. in diesem Jahre
noch größere Opfer bringt
denn je. Sie wollen Ihre
Angehörigen in einer
großen Schicksalsgemein-
schaft geborgen wissen.

Dralle

**BIRKENWASSER
ZUR HAARPFLEGE**

1.40
1.80
3.10

UNTERRICHT UND AUSBILDUNG

Fremdsprachen

Jorns-Schule / Dresden Beethoven-
straße 7

Deutscher- und Fremdsprach-Korrespondentinnen-
Ausbildung in Englisch, Französisch, Spanisch, Italienisch

1 Monate in 1 oder 3 Sprachen nach Wahl

Bisher erhielt jede Schülerin sofort sehr gute Anstellung. Modernstes Internat
Glänzend beurteilt durch Behörde, Industrie, Presse u. fröh. Schüler. Freiprospekt

nicht brücken, und wenn sie sich morgen
lächerlich machte, dann wäre das nur in
Ordnung. Aber das darf auf keinen Fall
sein, es sind Möbel aus ihrer Schar
darunter, wenn die sehen ... es ist gar
nicht auszubedenken.

Sie packte Annemarie am Arm und sagt:
„Annemarie, hilf mir, was habt ihr nur
besprochen, ich muß doch morgen alles
können!“ Und dann wird Ursel wieder
die alte. Ist das nicht eigentlich Drücker-
bergerlei, wenn man immer das will, was
man nicht tun kann. Vielleicht ist das,
was man tun kann, viel notwendiger.
Solche Gedanken hat Ursel auf dem Heim-
weg.

Und sie denkt noch weiter. Sie weiß plötz-
lich, daß es ganz unwichtig ist, ob sie, die
Ursel, lieber Krankenschwester sein oder

beim Luftschutz helfen möchte. Wichtig ist
nur, daß sie überall, wo sie steht, ihren
Platz ausfüllen kann.

Seitdem hört niemand mehr von Ursel
etwas über „Kriegsschwester“ reden. Daß
bei der Brandübung alles geklappt hat,
war Ehrensache. Nur einmal, als Ursel
ein wenig unsicher und ungeschickt mit dem
Einreihbaren herumfuchtelte, sagte Herta
schnell: „Aber Ursel, gerade dabei hast du
doch gar nicht geschlafen!“

Eine schließliche J.M.-Führerin.

UNSERE BÜCHER

So sah ich unsere Südsen.

Von Herta Dingirreiter. Verlag von Hase
& Koehler, Leipzig-Berlin. 290 Seiten
mit 48 Aufnahmen der Verfasserin. Geb.
Preis 2,50 RM.

Wir kennen Herta Dingirreiter bereits seit
langem. Sie schrieb das lebendige Buch
„Deutsches Mädel auf Fahrt um die Welt“,
und sie schickte uns für „Das Deutsche
Mädel“ die interessantesten Bilderberichte aus
der Südsen. Nun hat sie ihre Eindrücke
und Erlebnisse, die sie auf ihrer Fahrt
kreuz und quer durch die Inselwelt der
Südsen hatte, zusammengefaßt zu einem
bunten und anschaulichen Buch, das klar
und eindeutig vom Wesen und Wert der
deutschen Arbeit in den uns entrissenen
Kolonien zeugt. Ein Buch, das für unsere
Arbeit nicht warm genug empfohlen werden
kann.

Hilde Munka.

Die Aufnahmen stammen von: Weltbild
S. 1, 2, 3 (2) (3); Doris Paschke S. 6, 7 (2),
8, 9 (4), 10, 11 (3) u. S. 13 (2); Volk und
Reich Bild S. 4 (2) u. S. 11 (3); Presse-Bild-
Zentrale S. 2 (3), 8, 9 (4), 10 (3); Dr.
Gerhard Sappok S. 3; Barbara Seitzmann
S. 7; Obergau Thüringen S. 14; BDM-
Archiv S. 16. — Umschlag: Doris
Paschke. — Die Zeichnungen sind von
Erich Hase.

Wichtig ist
künftig
Zahnpflege!

Je gründlicher Du abends Deine Zähne
mit Chlorodont pflegst, desto länger
bleiben sie gesund! **Chlorodont**

„Das Deutsche Mädel“ erscheint einmal monatlich. Bezugspreis 20 Pf. je Ausgabe. Gesamtgeber: Bund Deutscher Mädel in der HJ, Berlin; Haupt-
schriftleiterin Hilde Munka, Berlin. Verantwortlich für den Inhalt: Georg Berner, Hannover. — Verlag und Druck: Niedersächsische Tages-
zeitung G. m. b. H., Hannover H, Georgstraße 25, Fernruf 5 24 41. — Preisliste Nr. 10.

